

7. Heft

50 Heller

15. Nov. 1917

Der!
Fritz Altmeyer

Ver!

Auf daß der moderne Geist in Allem und Jedem zum Ausdruck komme

Herausgegeben von

Wien

Karl F. Kocmata

15. November 1917

Egon Schiele und Ich von Herbert Waniek

La grandeur de ce mal où tu te crois savante
Ne t'a donc jamais fait reculer d'épouvante.
Quant la nature, grande en ses desseins cachés,
De toi se sert, ô femme, ô reine des péchés,
— De toi, vil animal, — pour pétrir un génie ?

O fangeuse grandeur! sublime ignominie!
(Charles Baudelaire, Les fleurs du mal)

Wer eine Kritik erwartet, wird enttäuscht sein: Mehreren Aufzeichnungen, die ich im Laufe des letzten Jahres über Egon Schiele machte, schicke ich meine Erkenntnisse über Kunst und Künstler voraus. Ich beabsichtige nicht die Persönlichkeit und das Schaffen Egon Schieles dem sittlich entrüsteten Bürger verständlich zu machen. Er verharte in seiner lächerlichen Pose, er bedecke weiter die entsetzten Augen mit seinen fleischigen Händen. Wir wissen: sein Blick giert durch die Finger nach jenen Kunstwerken, deren Erotik er ausbeuten kann zu seiner geistigen Selbstbefriedigung. Baudelairs einleitende Verse sollen weniger seinen Einfluß auf Schiele betonen, den er ja zweifellos hatte, sondern wollen vielmehr eine Brücke sein zu jenen Ernstern, Aufrichtigen, Wollenden, denen heute noch fremd ist der Maler und Graphiker, der junge Künstler Egon Schiele.

I

Ein Gesetz der Tat: Jede Offenbarung ist eine Prostitution und jede Prostitution ist eine Offenbarung.

Der Künstler ist Sucher und Priester zugleich.

Der Künstler ist Sucher: Er sucht sein eigenes Ich und strebt nach Vollkommenheit. Die Unvollkommenheit alles Bestehenden, die Unvollkommenheit des Zustandes und die Entfernung, die Weite, die zwischen dem Künstler und seiner Seele liegt, das sind die Komponenten, aus denen sich zusammensetzt die wirkende, treibende Kraft seines Seins. Der Künstler muß tätig sein, muß schaffen, muß alles erleben und durchleben: heilig ist ihm die Bewegung, das Geschehen, die Tat. Sein Leben, sein Tun selbst ist ihm nur Mittel zum Zweck und geheiligt durch sein Streben: Erfahrungen sollen ihm werden, Erkenntnisse sollen geboren werden in ihm, Erkenntnisse, die ihn an die Wahrheit bringen und ihn in Gottes Arme werfen. Der Künstler sucht und irrt, doch im Irrgeschehen, in seinem Irrgehen, an das der Maßstab tugendhaft oder lasterhaft, sittlich oder unsittlich nicht angelegt werden kann, ist er sich doch seines Zieles bewußt, ja die frohe Gewißheit erfüllt ihn: sein Weg führt ihn aufwärts.

Der Künstler ist Priester: Wird dem Suchenden auf seinem Wege eine Erkenntnis, dann wird er zum Priester. Das innere Erlebnis dieser Erkenntnis, drückt er aus in seinem Werk. Die Schöpfungen des Künstlers sind Offenbarungen seiner Seele. Ihn selbst bringen sie näher seinem Ich und der Vollkommenheit.

Einen Künstler mit Kot zu bewerfen, weil er der geschlechtskranken Bürgermoral die Larve vom zerfressenen Antlitz reißt, ist entwürdigend.

II

Kunst ist der unmittelbare, absolut notwendige Ausdruck eines Geschehens in der Psyche eines Menschen, also eines inneren Geschehens, sei dies nun der Reflex eines äußeren Erlebnisses, ein Gedanke, eine Vision oder vielleicht ein Traum.

Der Künstler nimmt dieses Geschehen in sich auf, wertet es, setzt es um, gestaltet es: ihm wird in einem Augenblick die Idee seines Werkes, der Schöpfung, die ihn befreien könnte. Er versucht vorerst diese Idee in sich zu ersticken, sie zu erdrosseln: rascher vorwärts zu eilen. Erst wenn der Gedanke immer und immer wieder aufersteht und nach Gestaltung schreit in ihm, erst wenn er durchdrungen ist von diesen Gedanken, wenn er die unbedingte Notwendigkeit seines Umsetzens in den Ausdruck, in sich selbst erlebt hat, dann tritt der Künstler aus sich heraus, dann offenbart sich seine Seele, dann wird er zum Schaffenden, zum Priester.

Im Schaffen ist dieses Gesetz der Notwendigkeit noch läuternd: in jeder wahrhaft bedeutenden Komposition, in jeder Dissonanz, – in jedem wahren Gemälde, in seiner Linienführung – in jedem Gedicht eines wahren Dichters, in jedem Wort dieses Gedichtes, – in jedem echten Kunstwerk ist dieses Gesetz. Nichts hätte unterbleiben dürfen, nichts könnte man hinzufügen, nichts könnte man ändern an einem solchen Werk, ohne daß sein Schöpfer tiefen Schmerz empfände.

Des Künstlers Schaffen ist leidenschaftlich, brutal, tief ernst, verzückt, es ist ein heiliges Schaffen.

Der Künstler ist Ekstatiker.

Der Künstler steht dem Gemeinsten und Höchsten am nächsten.

Der Künstler kommt aus den Armen der verkommensten Dirne und tritt in die Sonne und streckt seine Hände entgegen Gott.

III

9. Oktober 1917.

– – – Ich las auch ein Gedicht »Abendland!« von Egon Schiele. Es beginnt:

Ich habe Schaukelfelder durch winzige Zacken zerschneiden gesehen.

Ich finde, das ist die Art eines Malers zu sehen; das Wort ‚zerschneiden‘ weist doch darauf hin. –

IV

13. Oktober 1916.

– – – Schiele ist Maler; P. sagte es mir. Nicht das Wort ist sein Mittel, sondern die Linie und die Farbe. Er soll Erotiker sein: aber ich will kein Vorurteil fassen. Morgen gehe ich zu P., er hat eine Aktzeichnung Schieles gekauft.

V

14. Oktober 1916.

– – – Schieles Zeichnung: ein weiblicher Akt, hat mich verwirrt. Mich verwirrte nicht die schwüle, dumpfe Wärme der Achsel, nicht die Häufung der Falten über dem Venusberg, mich erschreckte nicht die Grimasse der niedergebundenen Geschlechtlichkeit, der gebändigten Wollust, mich entsetzte die absolute Seelenlosigkeit dieses Körpers. Mich entsetzte die Erkenntnis des Künstlers, die aus diesen Linien sprach: er sah nicht nur den Körper, weil er nur den Körper sehen wollte, sondern er sah und gab uns nur den Körper, weil nur der Körper war: Dieses Weib, von jeder Täuschung und falschen Hoffnung befreit, animalisch sexuell, amoralisch, ist seelenlos: ist der Körper an sich. Nicht der Künstler raubte ihm seine Seele, diesem Wesen versagte sie Gott. Der Künstler war nicht grausamer als der Schöpfer. Kunst ist Philosophie. Mir graut vor dem philosophen Schiele, ich will mich retten vor seinen Bildern. Ich will aufgehen in der Betrachtung des durchgeistigtesten, edelsten, seelenvollsten Weibes, das je ein Künstler schuf: Botticellis ‚Madonna della Casa Canigiani‘ mit der durchleuchteten Stirne, dem schmerzvollen Mund und den tieftraurigen Augen, die Allem Verständnis und Verzeihung verheißeln!

VI

– Der Künstler gibt seine Seele preis, ohne schamlos zu sein, er ist der immer Keusche!

Ich habe mir eine Zeichnung Schieles gekauft: ein weinendes Mädchen am Boden liegend. Die perspektivische Kühnheit erinnert mich an Maitegnas ‚toten Christus‘ in der Brera zu Mailand.

Ich kenne jetzt viele Bilder Schieles: vor allem bewundere ich die Herrschaft der Linie, die sicher umrissenen Flächen; dann die Komposition und die Gliederung, die auf ornamentale und dekorative Wirkung verzichtet. Die Behandlung der Kontur, ihre kräftige Betonung in manchen Bildern gemahnt an Hodler; die plastische Komposition einzelner Gestalten an Rodin (so ein männlicher Akt und eine Radierung: kauernendes Weib.) Wird Schieles virtuosos Zeichnen ihn je unter das Joch des Stiles oder gar das der ‚Manier‘ beugen können? Werden Schieles Bilder einmal auch in der Kaserne der Talente hängen?

VII

Ideale Reklame: Im Verlag der Buchhandlung Richard Lányi, des Buchhändlers vom jüngsten Tag, Wien I, Kärntnerstraße 44, erschien eine Egon Schiele-Mappe. Sie enthält 12 Zeichnungen in Originalgröße. Die sorgfältige Reproduktion besorgte die Jaffésche Kunstanstalt.

VIII

10. August 1917.

– Ich denke immer wieder darüber nach: sollte Egon Schiele nicht diese Hochintelligenz eigen sein, die den Maler Johannes Fischer kennzeichnet? Der ungemein fein differenzierte Geist Fischers gibt uns die Sonne, den Himmel, die grenzenlosen Weiten, er hat eine kindlich kräftige Form gefunden, die doch reifer scheint als jene Schieles. – Schiele, wo bist Du? – Johannes Fischer hat das tönende Licht ausgedrückt.

IX

– Die Schiele-Mappe hat mir ein paar neue Bilder gebracht: ‚Torso‘, ein Mädchenkörper rührend in seiner

schlanken Schönheit; die Dame mit dem Windspiel, die unsicher in der Komposition ist und auch etwas Süßliches, Empfindsames an sich hat. Die weiblichen Akte, ein nach rechts geneigtes Weib, eine Liegende und eine Sitzende, die ihr linkes Bein umklammert, scheinen die Bild gewordenen Gedanken der Gedichte Baudelairs: *Le Vampirè, Le possédé, Hymne à la Beauté.* — Holte Schiele diese lüsternen Frauen, die zu Orgien des Fleisches noch stark genug, doch keine Absynthräusche mehr durchtaumeln können, aus der Hölle oder sind es die morbiden, verführerischen Kokotten von gestern, aus dem Caféconcert, die sich auf dunkelvioletten Samtbänken in ihrem ungestillten Verlangen unserer Gier darboten? Dekadenz und Verwesung können nicht verschleiern den kraftvollen Willen eines schöpferischen Geistes. Der Dampf eines schlecht gelüfteten Badezimmers verzieht sich, die Bilder der Kupplerinnen, die zermürbte Mädchenkörper verschachern, versinken. In diesen Formen höchster Angst, letzter Rettung: in diesen qualvoll verzerrten Gesichtern, in diesen unsagbar tierisch-traurigen Blicken rätselhafter Art, in diesen Körpern bald bereit loszuschneiden gleich gespannten Stahlfedern, bald zu müde zur Sünde, in diesen Körpern, die durch die raffiniertesten Lüste gegangen sind, in allen diesen Formen befreit sich der Künstler von der Sklaverei des inneren Erlebnisses. Er mußte durch alle diese Lüste, aber auch durch alle geißelnden Qualen gehen, bis er erkannte und schaffen mußte.

Lust und Qual der Hölle zog er dem Tode vor, denn er war zu sittlich, sich selbst zu töten.

X

Man hat Egon Schiele durch die Presse geschleift: einer sah in ihm den Freud-Schüler, dem die Sexualität Achse alles Vitalen geworden, der andere fand seine Ge-

stalten seien Darstellungen an Dementia praecox Leidender (stupor catatonicus). Ein Dritter sieht in ihm ‚einen der allerseltsamsten Phantasten, die auf dem heimischen Großstadt-pflaster herumspazieren‘, ein Vierter sieht nur von den unnatürlichsten Lastern zerfressene und ausgemergelte Dirnen und Zubälterttypen; der körperliche Ekel, der ihn erfaßt, wirkt auf seine Magennerven. Eine Dame weiß gar auszusagen: noch stehe er in Habachtstellung vor seinen Vorgesetzten, dem freien Künstler seien die Flügel beschnitten.

Hu, ich werde meine Absicht, eine Schiele-Kritik zu schreiben, doch aufgeben.

□ □ □

Herbst von Otto Sonnenfeld

Blauer Herbst, darein die Amsel spricht.
Wieder fühl' ich, daß in Duft und Licht
Sich das Herz besinnt und seine Tränen,
Blasse Garbe von den Bäumen bricht.
Und ich muß mich nach zwei Lippen sehnen.

Leis von Ernte singt der Wind. So still,
Still und ruhig liegt die Welt und will,
Leichter Sohle, sich dem Tod verschenken.
Aber aus den Blättern, blank und kühl
Muß noch eine Frucht sich niedersenken.

Wie im Bach die dunkle Linde bebt!
Leis von Ernte singt der Wind und hebt
Einen blauen Himmel aus den Zweigen.
Und zwei Wölkchen wandern schneeumschwebt.
Müde schlägt das Herz. Bald wird es schweigen.

□ □ □

Vom »Dauerfrieden« von Senatspräsident Dr. Leo Elsner

Wenn es dem von der Menschheit ersehnten »Dauerfrieden« nur nicht so geht, wie jenem Patienten, dessen letzte Worte waren: *turba medicorum perii* – an der Überzahl der Ärzte gehe ich zugrunde. Schiedsgericht und Abrüstung, Nationalitätsprinzip und Selbstbestimmung der Völker, Fortsetzung des Haager Werkes und Organisierung eines Staatenbundes, Abschaffung der Geheimverträge und parlamentarische Kontrolle der auswärtigen Politik, Freiheit der Meere und der wirtschaftlichen Verkehrswege, lauter mehr oder weniger notwendige Heilmittel für die Aufrechterhaltung eines bereits geschaffenen Dauerfriedens, aber nicht geeignet, einen Dauerfrieden zu begründen oder, soweit sie hiezu geeignet wären, nicht ausführbar; sie dienen nur den Friedensgegnern als Beweise für die Utopie des Pazifismus. Und doch besteht der Fehler der autorisierten Friedensärzte und Friedensorganisationen meist nur darin, daß sie die grundlegende Voraussetzung jedes dauernden Friedenszustandes als eine ohnedies gegebene Selbstverständlichkeit betrachten und deren ausdrückliche Festsetzung unterlassen. Die Grundbedingung des Aufbaues einer neuen Weltordnung und der Eckstein einer internationalen Rechtsbasis und eines friedlichen Nebeneinanderlebens der Völker kann nämlich nur in der Sicherung des Besitzstandes der Staaten gegen gewalttätige Eingriffe ersehen werden. Wäre der Besitzstand der Staaten nicht ein bloßes Machtverhältnis, sondern ein wirkliches Recht, so wäre es allerdings eine Selbstverständlichkeit, daß kein Staatsgebiet durch kriegerische Gewalt geschmälert werden dürfe und es wäre dann sicher keine Utopie, einen allgemeinen Verzicht auf Eroberungen durch vollständige Weltabrüstung, durch Schiedsgerichte und Staatenorganisation

zu verwirklichen. So steht aber die Sache nicht. Nach dem bis heute anerkannten sogenannten Völkerrecht gilt die kriegerische Eroberung als Erwerbstitel des Staatsgebietes. Solange dieser Satz nicht durch ausdrückliche Erklärung aller Kulturstaaten aus dem Völkerrecht ausgeschaltet wird, werden Abrüstungsvorschläge nur als Fallen bezeichnet werden und Schiedsgerichte, abgesehen davon, daß die wenigsten Staaten die Entscheidung über das wichtigste Lebensinteresse, ihren Gebietsumfang, einem Schiedsgerichte anheimzustellen, geneigt sein werden, schon darum zwecklos sein, wenn ein Schiedsgericht, welches heute ein Land dem Staate A zuerkennt, dasselbe Land nach dem Resultat eines mittlerweile geführten Krieges aus dem Titel der Eroberung »von Rechts wegen« dem B zuweisen muß. Die Form, in welcher die Staaten für die Zukunft den Verzicht auf Eroberungen erklären, könnte die sein, daß sie auf einem allgemeinen Friedenskongresse oder in wechselseitigen Verträgen ihren zu vereinbarenden Besitzstand als einen durch Eroberungen nicht zu ändernden Rechtsbesitz unter den Schutz der Gesamtheit stellen, ohne daß dadurch die Selbständigkeit der Staaten berührt wird. Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß die von den verfassungsmäßigen Repräsentanten aller Staaten abgegebene Erklärung gegenüber der Gesamtheit der Staaten nicht gebrochen werden will. Schwieriger ist die Frage, ob sich die Staaten zu einem Eroberungsverzicht überhaupt verpflichten werden wollen und das wird wesentlich davon abhängen, welcher Besitzstand der Vereinbarung zugrunde gelegt werden soll oder, um konkret zu sprechen, ob der den Weltkrieg beendende Frieden ein Gewalt- oder ein wahrer Verständigungsfrieden sein wird.

Unter der Voraussetzung, daß die Staaten ihrer Geneigtheit Ausdruck geben, den im Friedensschlusse festzusetzenden Besitzstand als einen durch Eroberungen nicht

umzustößenden Rechtsbesitz zu erklären, ist ein Verständigungsfriede möglich, wenn sich die Verhandlungen auf die durch den Krieg verschobenen Besitzverhältnisse beschränken, weil in diesem Belange die Großstaaten, die entweder vom Beginne an oder doch wenigstens derzeit Eroberungen nicht anstrebten, gegen eine Wiederherstellung des Standes vor dem Kriege oder gegen eine Selbständigstellung des im Kriege besetzten Gebietes und die unerläßliche Regelung der noch nicht zur Ruhe gekommenen Balkanstaaten, wenn nur mehr wirtschaftliche Rücksichten in Betracht kommen, unschwer in einer Art geschehen kann, daß sie nicht eine Fortsetzung des Weltkrieges erfordert.

Dagegen ist ein Verständigungsfrieden nicht möglich, wenn über diesen Rahmen hinaus unter dem Scheine eines angeblichen Gerechtigkeitsprinzipes eine förmliche Neuordnung des Staatensystems gefordert wird, weil sich kein Staat gefallen lassen kann, ein nach dem bisher geltenden Eroberungsrechte erworbenes und im Weltkrieg behauptetes Gebiet herauszugeben oder auch nur einer Volksabstimmung zu unterwerfen, namentlich dann, wenn es dem andern Teile gar nicht einfällt, das angebliche Gerechtigkeitsprinzip auch auf sich und sein Staatsgebiet anwenden zu wollen und weil bezüglich der rein internen Angelegenheiten jedes Staates, als Rechtsgleichheit, Religionsfreiheit und freier Gebrauch der Sprache oder gar in der verfassungsrechtlichen Stellung von Nationen eine Bevormundung oder Kontrolle fremder Staaten als demütigender Eingriff empfunden werden müßte.

Eine Staatenbildung auf Grundlage des Nationalitätsprinzips wäre bei der bestehenden Vermengung der Nationalitäten meist undurchführbar und würde ebenso wie das Prinzip der freien Volksabstimmung keine Sicherheit gegen neue Kriege gewähren, sondern erst recht zu neuen Kämpfen aller gegen alle führen. Dieses Prinzip soll auch nicht

etwa das geknechtete Irland von England, das italienische Nizza von Frankreich befreien; die neutralen Staaten, in erster Linie Griechenland, könnten von der »Freiheit«, die ihnen die Entente gebracht hat, erzählen. Nur gegenüber Österreich und Deutschland soll die Freiheit der Nationalitäten ein Gerechtigkeitsprinzip sein, für welches ein Weltkrieg geführt werden muß!

Erst aus einem Verständigungsfrieden kann ein gleiches Recht der Staaten und der Staatsbürger herauswachsen, nicht aber umgekehrt. Nicht deshalb werden die Friedensangebote der Zentralmächte von den Gegnern abgelehnt, weil die unter Berufung auf die deutsche Reichsratsmajorität abgegebenen Erklärungen des Deutschen Reichskanzlers über Belgien nicht unzweideutig genug gefaßt seien, sondern weil die Weststaaten den Gedanken nicht aufgeben wollen, durch einen Gewaltfrieden eine dauernde Hegemonie in der Weltwirtschaft und Weltpolitik zu erringen und jetzt noch von der Hilfe Amerikas die günstige Wendung erwarten. Die gegnerischen Staatsmänner sind sich klar darüber, daß auch ihre Völker nach einem durch Verständigung erzielten Dauerfrieden schreien würden, wenn sie das Lügengewebe, in welches man sie verstrickt hat, zerreißen könnten und darum sträuben sie sich mit aller Zähigkeit dagegen, daß sich die Abgesandten der Völker unmittelbar gegenüber treten. Wie lange soll die Absperrung der angeblich freiesten Völker noch dauern?

Mangelnde Abendbrote demoralisieren.

Otto Julius Bierbaum

Man muß sittlich sein, weil – sonst die Sittlichkeit aufhört.

Otto Erich Hartleben

Seltame Menschen, die Ihr schwer vergebt, daß sich von Euch der Künstler unterscheidet!

Hugo Salus

Ein soziologisches Finanzgenie des Staatssozialismus

Kritische Untersuchung in vier Teilen von P. R.

III

Der Weltkrieg hat es mit sich gebracht, daß alle Staaten eine ungeheure Schuldenlast auf sich nehmen müssen, die aus eigentlichen Kriegsanleihen und sonstigen Kriegskosten besteht. Über die absolute Höhe derselben läßt sich zurzeit nichts sagen, da ein Ende des Weltringens noch nicht absehbar. Zur Stunde betragen sie für Österreich rund 50 Milliarden; fällt der Friedensschluß erst in das Jahr 1919, so wird mit einer Staatsschuld von rund 80 Milliarden Kronen zu rechnen sein. Die kolossale Größe dieser Schuldenlast läßt ihre Rückzahlung zu einem Problem von schwerstwiegendem Belange werden.

Wie schwierig die Lösung derselben ist, hat neuerlich in einem ungemein instruktiven Aufsatz in der wertvollsten, freisinnigen Zeitschrift des deutschen Bürgertums in Österreich, in der Wiener »Wage«, der Direktor der Bodenkreditanstalt in Zara, Dr. Franz Ritter Žizka von Trocnov, nachgewiesen. Nach ihm wird es eines »Finanzgenies« bedürfen, damit der Staat jener aus dem obigen Schuldenverhältnis entspringenden Pflicht entsprechen könne. Er meint: »Hoffen wir, daß uns der Friedensschluß ein solches bringen wird und daß der Mann, welcher dann an der Spitze der Staatsfinanzen stehen wird, Mut und Einsicht haben wird, dieses allerschwierigste Problem zu erfassen und glücklich zu lösen . . .«

Als ein solches Finanzgenie präsentiert Rudolf Goldscheid sich in seinem Buche dem Staate.

Sein ganzes, dickes, von staatsmännischem, aber sehr wenig volkstümlichem Geist getragenes Buch beschäftigt sich ausschließlich mit dieser Idee: Der Staat möge, behufs

Rückzahlung seiner Schulden, die er während des Krieges entrierte, sich nicht scheuen, »zumindestens so viel nationales Privateigentum in seinen Besitz überzuführen trachten, als für die vollwertige Deckung seiner Schuldenlast erforderlich ist« (p. 15). Das ist gewiß ein höchst bequemer Weg der Rückerstattung von Schulden, ein wahres Ei des Kolumbus. Goldscheid erscheint »ein Drittel des werbenden Privatvermögens« eines Jeden, das an den Staat abzuliefern wäre, just genug. Darin erblickt er eine herrliche Regeneration der Volkswirtschaft und zeigt jubelnd, daß wir dann endlich zu – ein sonderbar neues Ziel – einem »gesunden Staatskapitalismus« gelangten, der ihm eine Drittelverwirklichung des staatssozialistischen Programmes bedeutet. Denn, nun sei der tief bedauernswerte, heutige »Schuldnerstaat« in den »Kapitalsstaat« übergegangen, was nach Goldscheid ein großer Vorteil; das ist sicherlich der Fall, nur fragt es sich, ob für den Staat oder für das Volk?

Goldscheid, der über den armen, beklagenswerten Schuldnerstaat, der wohl durch die Schuld anderer zu einem solchen geworden, viele bittere Tränen vergießt, vergißt die Kleinigkeit, daß seine Unterscheidung zwischen Schuldnerstaat und Kapitalsstaat eine recht unhaltbare ist. Außerhalb seines Buches besteht der Schuldnerstaat aus Menschen, die im gewöhnlichen Leben zugleich Kapitalisten sind, die jenen und seine Institutionen schon dafür sorgen lassen, daß die Ansprüche an ihn, den armen Schuldnerstaat, ganz gehörig aus dem Mark und Bein und dem Arbeitsertrag des Volkes bestritten und befriedigt werden, so daß der Schuldnerstaat und der Kapitalsstaat einander so sehr garantieren, daß sie ohne einander gar nicht bestehen, geschweige denn florieren könnten. Aber Goldscheid schwärmt sogar für den »Staatskapitalismus«, also für das, was, wenn er nur schärfer zublicken wollte, wir schon haben. So sehr schwärmt er dafür,

daß ihm diese politische wie zugleich ökonomische Staatsomnipotenz – denn das wäre sein ausgewachsener »Staatskapitalismus« – das Ziel seines neugebackenen »Finanzsozialismus« bildet, dem allerdings alle Grundelemente eines Beweises für die Gedeihlichkeit seines Vorschlages zu Gunsten des Volkswohles fehlen. Nichtsdestoweniger, und spreche auch alle Erfahrung mit Bezug auf das letztere dagegen, wagt er es, kühnlich zu schreiben: »Nicht Kapitalismus oder Sozialismus schlechthin ist die Alternative . . ., unsere ganze Zukunft hängt vielmehr davon ab, in welchem Maße der Staatskapitalismus Macht über den Privatkapitalismus gewinnen wird . . .« (p. 22).

Immer wieder fragt man sich, aus welchen volksfreundlichen Motiven heraus Goldscheid dies anstrebt? Immer wieder ergibt sich, daß es sich weniger um volksfreundliche, reale, höchstens imaginäre Zwecke, dafür aber um ausschließlich staatsfördernde Ziele handelt. Er gesteht dieses schlicht und bieder ein, wenn er sagt, sein Vorschlag bezwecke, daß der Staat »trotz aller schweren Wunden, die der lange währende Krieg dem Lande wie der Bevölkerung schlug, aus der furchtbaren Katastrophe als beinahe völlig Gesunder hervorgeht« (p. 55). Sein edles Bemühen in allen Ehren, aber obwohl wir stark bezweifeln, daß dies dem Staate auf dem Wege des Goldscheidschen Vorschlages gelänge, entspräche es unserem Empfinden mehr, wenn Goldscheid sich lieber darüber den Kopf zerbräche, wie Land und Bevölkerung als beinahe völlig Gesunder aus der furchtbaren Katastrophe des Weltkrieges hervorzugehen vermöchten. Goldscheids Vorschlag, daß ihnen ein Drittel ihres Vermögens noch überdies genommen werde, erscheint uns keineswegs als ideale Volkeshilfe. Was den Staat anbetrifft, besitzt er ohnehin solch vortreffliche Köpfe, die sich um sein Wohl bekümmern, daß es unseres plebejischen Hirnes dazu nicht bedarf.

Ist es überhaupt nicht merkwürdig, daß die Ethik dieses bedeutenden Ethikers dort völlig versagt, wo seine Auffassung vom Staatsrecht und -interesse beginnt? Nehmen wir den abstrakten Fall, daß der Staat auf den von Goldscheid befürworteten Vorschlag einging, so erhebt sich doch die Frage: mit welchem Recht geschähe es? Wenn ein Privatschuldner seinem Gläubiger ein Drittel von dessen Vermögen dafür nähme, daß dieser ihm Geld lieh – wer sieht nicht ein, welcher Diebstahl und Raub ordinärster Art hier vorläge? Goldscheid aber mutet dem Staat zu, mit Berechtigung so handeln zu dürfen!

Freilich wird der – etwas kritisch abgeklärte – Marxist Goldscheid den Standpunkt einnehmen, er wünsche, daß der Staat nur den Kapitalisten das Drittel ihres Vermögens nehme. Allein er bleibt uns den Beweis dafür schuldig, wo der Staat ihm die schriftliche Garantie gab, »nur« den Kapitalisten ihr Drittel nehmen zu wollen. Bei Goldscheid heißt es sogar ausdrücklich: »ein Drittel jeglichen Vermögens« (p. 45) und ein solches besitzt jedermann. Wer kann es bestreiten, daß der Staat, wenn diese Nehmerei, Dank Goldscheid, nur ein bißchen populär würde, keineswegs bei sich selbst, sondern eben bei denjenigen Volksschichten begänne, deren Untertanenverhältnis ein viel handgreiflicheres ist, als das seines intimeren, eigenen Umkreises; bekanntlich wird die Personaleinkommensteuer den unteren Kategorien viel rigorosier eingetrieben als die der oberen und ist der Modus der Eintreibung bei den ersteren ein einfacherer. Allein, auch wenn Goldscheid nur die Kapitalisten meinte, sein Vorschlag wäre dadurch nicht sozialer oder volksfreundlicher; um dies zu sein, müßte er erst zeigen, welchen Vorteil er für die wahre soziale Emanzipation besitzt. Aus der Abhängigkeit von der Lohnhörigkeit der Kapitalisten in die des Staates zu geraten, das hat mit sozialer Befreiung nichts zu tun.

In der Tat weist der Goldscheidsche Vorschlag aber noch einen gewaltigen Riß auf, der seine nationalökonomischen Vorstellungen in ein höchst bedenkliches Licht rückt. Er begreift das Problem des Überganges von »einem Drittel des gesamten werbenden Nationalvermögens« als etwas Stabiles, sowohl im Sinne der Produktivität als des Kapitals selbst. Dies ist aber eine Täuschung, die nur demjenigen unterlaufen kann, der, gleich ihm, die Frage der Staatsschulden hauptsächlich als bloße »Besitzverschiebung« auffaßt, während sie in Wirklichkeit eine allgemeine reale Besitzverringering ist. Österreich besitzt ein ungefähres Nationalvermögen von 200 Milliarden Kronen. Wenn davon 50 bis 60 Milliarden für die unproduktiven Zwecke des Krieges verwendet werden müßten, so gewinnen und erzeugen jene in der realen Produktion keinerlei in deren sonstiger Tätigkeit gelegenen Selbstersatz, neue, schöpferische, ökonomische Kräfte oder Güter; und auf lange hinaus verarmt dadurch die Gesamtheit in ihrem Nationalvermögen um just so viele reale Werte. Dies trifft den Reichen ebenso wie den Armen, nur daß jener sich an diesem schadlos halten kann, was umgekehrt nicht der Fall ist. So daß die famose Idee Goldscheids, die Idee von der Drittelkonfiskation, diese ethische Auffassung von der Mission des Staates für Völkerglück und sozialen Wohlstand auf dem Wege des Monopolismus – so ziemlich schon in Erfüllung gegangen ist! Goldscheid ist von einer optischen Täuschung befangen; damit seine Idee sich verwirkliche, bedarf es nicht mehr ihrer Ausführung, sondern nur mehr der amtlichen Bestätigung über ihren Vollzug. (Schluß folgt)

Peter Altenberg:
Nachfischung

Mit dem Bildnis
des Verfassers

Geheftet 4 M., gebunden 5 M.

ECCE POETA

(Über Peter Altenberg)

Von Dr. Egon Friedell

270 Seiten

Geb. 4 M. Halbleinen 5 M.

In allen Buchhandlungen

Gegründet 1808

Gegründet. 1808

M. KUPPITSCH W^{WE.}

Akadem. Antiquariat und Buchhandlung

Schottenring 8 WIEN I Schottenring 8

Postsparkassenkonto 849.917 Telephon 17.949 interurban

Fortwährender Büchereinkauf zu den besten Preisen

Spezialität: Einrichtung und Komplettierung von Privat-, Offiziers- und Vereinsbibliotheken. Abonnements auf sämtliche Zeitschriften und Lieferungswerke. Großes Lager von wissenschaftlichen und populären Werken aus allen Gebieten der Literatur. Unsere großen reichhaltigen Kataloge senden wir auf Wunsch gratis und franko

Wilde, gallschwarze Bitterkeit, verzweifeltcs Aufschreien, grelles Gelächter, taumelndes Verzücken und weiches Sehnsuchtsrufen:

WÜSTE, KRATER, WOLKEN

Die Gedichte von ERICH MÜHSAM
Preis broschiert M. 4'50, gebunden M. 6'—

KURT WOLFF VERLAG, LEIPZIG

Verlag der Buchhandlung Richard Lányi

Wien I, Kärntnerstraße 44

Sieben erschienen:

EGON SCHIELE ZEICHNUNGEN

Preis der Mappe 12 Blatt: 45 Kronen

Die Mappe, Format 52:34 cm, enthält 12 Zeichnungen (Lichtdrucke) in Originalgröße und wurde in der Graphischen Anstalt von Max Jaffé in Wien unter Aufsicht Egon Schieles in einer einmaligen Auflage (400 Exemplare) hergestellt. Die Negative und Druckplatten sind vernichtet. Jedes Exemplar wurde vom Künstler handschriftlich signiert und nummeriert

Blätterstimmen:

NEUES WIENER TAGBLATT: „... Das steht zweifellos fest: Schiele zählt zu den stärksten Begabungen der „Neutöner“ in der Malerei; als Zeichner — und nur mit dem haben wir es hier zu tun — ist er von erstaunlicher Sicherheit und Feinfähigkeit, seine Auffassung temperamentvoll, die Darstellung eindringlich... Die Auswahl der in dieser Mappe vereinigten Blätter charakterisiert den Künstler ungemein treffend, die Reproduktion durch die Jaffésche Anstalt ist eine tadellose.“

NEUE FREIE PRESSE: „... Aber trotzdem geben wir gern zu, daß sich darin nicht nur ein ungewöhnlich starkes und — trotz der Vorgängerschaft von Klimt und etwa Kokoschka — sehr eigenartiges Talent, sondern auch ein ganz virtuos und großes Können ausspricht. Diese Blätter haben unbestritten einen bedeutenden Kunstwert — und werden ihn stets behalten...“

Sieben erschienen:

HANS BRÜHLMANN

Ein Beitrag zur Geschichte der modernen Kunst

Von Arthur Roessler

Mit 32 Bildertafeln auf Mattkustdruck. Preis 6 K

Vor Weihnachten erscheint:

KRITISCHE FRAGMENTE

Aufsätze über österreichische Neukünstler
Von Arthur Roessler. Zirka 10—12 Druck-
bogen Text u. ungefähr 50—60 Abbildungen.
Preis noch unbestimmt (zirka 9 Kronen)

Das Werk erscheint vorläufig in 1000 Exemplaren, hievon 50 als Luxusausgabe (vom Autor signiert) auf Bütten abgezogen

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt in Brünn